

Identität als Krise

Afrodeutsche Erfahrungen im gesellschaftlichen Kontext

Tabea Erhart

32283

WS 19/20 — Integriertes Design B.A. — Hochschule für Künste Bremen

Prüfende:

Prof. Annette Geiger

Prof. Samuel Nyholm

Inhalt

Proclaimer	5
Vorwort	7

Erster Teil — HisStory — Der Schwarze „Andere“

Das Kausalitätsprinzip	11
Das Bild des Schwarzen Menschen vom Kolonialismus bis zur Gegenwart	13
Der Deutsche Kolonialismus	13
Die Prägung des Schwarzen „Anderen“	14
Schwarze Menschen und der Rassenwahn der Deutschen	18
Marginalisierung und Repräsentation im medialen Kontext	21
Stets bestehender Anti-Schwarzer Rassismus in Deutschland	25

Zweiter Teil — OurStory — Identität als Krise

Defizite	27
Perspektiven	29
Jasper L.	29
Laura P.	30
Silas O.	31
Karima K.	33
Ben P.	34
Linda S..	36
Identität als Chance	39
Quellen	40
Eigenständigkeitserklärung	42

Proclaimer

Gender

Um den Lesefluss nicht einzuschränken wird in dieser Arbeit vorwiegend die maskulin Form sämtlicher Substantive verwendet. Dabei soll beachtet werden, dass in jedem Fall sowohl männlich wie auch weiblich* gelesene, sowie Inter- oder Transpersonen als Alternativsubjekte in Frage kommen.

Schwarz

Das Wort „Schwarz“ oder „Schwarzsein“ wird in dieser Arbeit großgeschrieben, um deutlich zu machen, dass es sich hierbei um einen politischen Begriff handelt und nicht die tatsächliche Hautfarbe beschreibt. Dieser Begriff ist eine Selbstbezeichnung und beschreibt ein künstlich erzeugtes Konstrukt, wodurch eine Minderheitengruppe, die auf Grund der Kombination sämtlicher Erscheinungsmerkmale wie Hautfarbe oder Haarstrukturen Rassismuserfahrungen machen, die auf den gleichen strukturellen Machtverhältnissen basieren.

weiß

Das Wort „*weiß*“ oder „*Weißsein*“ wird in dieser Arbeit kursiv geschrieben, um darauf hinzuweisen, dass es sich hierbei um einen konstruierten Begriff handelt, der sich nicht auf die tatsächliche Hautfarbe weißer Menschen bezieht. Dieser Begriff umfasst die Menschen, die aufgrund geschichtlicher Dynamiken, in universellen Prozessen privilegiert hervortreten und dadurch in ihrer Selbstwahrnehmung und ihrem Verhalten beeinflusst sind.

BIPoC

Die Abkürzung „BIPoC“ steht für „Black/Indigenous/People of Color“ und umfasst alle Nicht-*weißen* Menschen.

Rassismus

Wenn ich von Rassismus und rassistischen Erfahrungen spreche, spreche ich nicht unbedingt von expliziten Handlungen mit rassistischer Intention. Durch die tiefe Verankerung rassistischen Denkens, das sich in jedweder Form in Formulierungen, Erwartungen und Umgangsformen äußert, geschieht Rassismus, der oftmals ohne Intention erfolgt und für den rassistisch Handelnden nicht unbedingt sichtbar, für die Person, die er trifft, allerdings spürbar ist. Rassismus ist zudem nicht immer auf subjektives Handeln zu beschränken, sondern zeigt sich außerdem in weitfassender Form. Beispielsweise durch institutionelles Handeln und/oder gehäuftes und dadurch strukturelles Vorkommen.

Vorwort

Aufgewachsen auf einem Dorf mitten in Oberbayern, war ich das einzige Schwarze Mädchen in meiner unmittelbaren Umgebung. Ich war eingebettet in eine *weiße* Gesellschaft, Teil einer *weißen* Familie und gehalten von *weißen* Freunden. Was mein Schwarzsein zu dieser Zeit für mich zu bedeuten hatte, hat sich aus dem gebildet, was ich durch eine Gesellschaft widergespiegelt bekam, für die es einfach ist, sich von dem Diskurs über Hautfarbe, Rassismus und dem Zwiespalt einer binären kulturellen Herkunft zu distanzieren.

Natürlich wurde mein „Anderssein“ erkannt, es war immer zu sehen. Von Alltags-Rassismen und Ausflüchten über eine ledigliche „Halbschwarzheit“, die ich „ertragen“ musste, wurde mir ein Bild von mir selbst initiiert, das sich wie eine Schuld in mir einpflanzte, und ein Wesen in mir entwickelte, das sich zu entschuldigen verpflichtet fühlte. Mir wurde vermittelt, dass ich ja glücklich sein könne, dass ich gerade den Grad an Schwarzheit habe, der „wie von der Sonne geküsst“ und exotisch wirkt. Nicht zu Schwarz, sondern so, dass man es mit einer ordentlichen Sonnenbräune in Verbindung bringen würde. Meine Haare wurden als schön bewertet, wenn die Locken möglichst präzise sind und nicht zu sehr in die Krause fallen.

Meine Freunde haben die Freundschaft zu mir als Rechtfertigung dafür genommen rassistische Witze zu reißen und mich neckisch mit dem N-Wort zu bezeichnen. Ich hatte mich dabei nicht wohl gefühlt, wusste aber auch nicht, wie ich mich zu verhalten hatte, wie ich mich zu verteidigen hatte und kannte es schlichtweg nicht anders. Ich akzeptierte es als Normalität.

Nach und nach hatte sich in mir ein Gefühl der Rastlosigkeit entwickelt, eines der Art, das ich nicht richtig zuordnen konnte. Allmählich merkte ich, dass mir ein Austausch fehlte. Der Austausch mit anderen afrodeutschen Menschen und unseren Erfahrungen. Mir fehlte das Gefühl einmal nicht aufzufallen, eine von vielen zu sein, dazugehören. Drum dachte ich, mein Schwarzsein „verbessern“ zu können. Ich wollte es „aufwerten“, dadurch, dass ich versicherte „auch halb *weiß*“ zu sein. Wie absurd das ist, wird heute täglich bewusst.

Durch den Umzug weg aus den Tiefen Oberbayerns hatte ich angefangen meine Identität aktiver zu hinterfragen. Ich habe Menschen kennen gelernt, die auch Schwarz waren und Denkanstöße bekommen, die mich weiter geführt haben, als ich bisher gekommen war. Durch die Aufschlüsse, die ich über die Zeit bekommen hatte, habe ich meine Wahrnehmung konsequent beobachtet, mein Wechselspiel mit der Umwelt, vor allem das, was ich nicht nach außen tragen konnte, was in mir verschlossen blieb. Was mir in der Auseinandersetzung mit meiner Identität klar wurde, ist, dass sie für mich schwer zu fassen ist. Sie ist immer im Wandel, ein ungreifbares Gebilde, das immer im Begriff ist zu wachsen, zu wandern und wieder in Fragmente zu zerfallen und sich neu zusammensetzen. Aber immerhin ist mir ein Stück weit klar geworden, was es überhaupt bedeutet Schwarz zu sein.

Sich als deutsche Schwarze Frau mit dem Thema Identität auseinanderzusetzen hängt unmittelbar mit dem Thema Diskriminierung und Rassismus zusammen. Es hängt damit zusammen, wie man sich selbst sieht, wie einen die anderen sehen, und wie man sogar im Denken von sich selbst durch alte Muster geprägt wird, wie einen die Gesellschaft verdeckt und offen stereotypisiert, wie man das für sich annimmt oder nicht annimmt und was es in Wirklichkeit mit der eigenen Person zu tun hat.

Fängt man an sich mit dem Thema der Schwarzen Hautfarbe auseinanderzusetzen, ist bei vielen der Startpunkt ein Ähnlicher: Von nirgendwo bekommt man so viel Output über den Kampf Schwarzer Menschen in Bürgerrechtsbewegungen wie aus den USA. Von Rosa Parks über Martin Luther King, Malcom X, die Black Panther Party bis zur Black Lives Matter Bewegung. Man beschäftigt sich mit der Apartheid in Südafrika und Nelson Mandela. Macht sich Gedanken über den Kolonialismus und liest Texte von Reni Eddo-Lodge aus Großbritannien. Es wird klar: In vielen Teilen der Welt ist der öffentliche Diskurs schon lange gestartet worden oder war nie weg. Auch: Man nimmt das, was man kriegen kann, denn: Über Deutschland etwas zu finden ist erstmal schwierig.

Blickt man konzentriert auf Deutschland begegnet man einer ernüchternden Ebbe an Debatte. Ist man nicht selbst Teil der Diaspora und hat dementsprechend ein Bewusstsein für die Umstände, die im eigenen Land herrschen, könnten viele meinen, Anti-Schwarzen-Rassismus gibt es hier nicht.

Allerdings zeigt die Beschäftigung, dass in den Achtziger und Neunziger Jahren von einigen wichtigen Frauen für die Geschichte der Schwarzen Bewegung in Deutschland schon ein bedeutender Grundstein gelegt wurde. May Ayim, Katharina Oguntoye und weitere deutsche Schwarze Frauen sowie die Afroamerikanerin Audré Lorde, eine große Kraft im Diskurs über intersektionale Diskriminierung, hinterließen erstmals ein Werk, das von den Erfahrungen Schwarzer deutscher Frauen spricht und konstituierten gleichzeitig den Begriff Afro-Deutsch. Gleichzeitig entdeckt man, dass in den Neunziger Jahren bereits eine vergleichbare Variante des britischen Bestsellers von Reni Eddo-Lodge erschien. Mit „Deutschland Schwarz Weiß“ widmete sich Noah Sow auf satirische Art und Weise dem Thema, derzeit leider weniger im Auge der breiten Masse.

Einerseits ist der Drang dieser Menschen stark, das Erlebte und ihren Kampf dagegen nach außen zu tragen und die Aufmerksamkeit zu erlangen, andererseits gibt es eine Blockade der Gesellschaft diese Themen als allgemein relevant anzusehen und es durch Sichtbarkeit in öffentliche Medien zu gewährleisten.

Die allgemeine sowie schulische Bildung untergräbt vieles, was historisch den Umgang mit Schwarzen Menschen in Deutschland betrifft und verhindert somit eine geeignete Reflexion und Aufklärung der breiteren Gesellschaft. Dadurch verliert der Kampf der Schwarzen Menschen in Deutschland seinen Rezipienten. Wer nichts

sieht, kann nichts erkennen. Und wer zum Erkennen angeregt wird, aber den Grund nicht versteht, wird sich dagegen sträuben. Das führt dazu, dass Menschen wie ich damit ringen, sich über die Zusammenhänge im Alleingang zu bilden, zu verstehen, was das alles mit einem selbst zu tun hat und sich auf die Suche nach Menschen zu machen, die ähnlich empfinden wie man selbst. Es startete ein Dialog, von dem ich mich als Mensch nicht distanzieren kann, weil seine Bedeutung für mich das Wesen meines Seins jetzt, in der Vergangenheit und in der Zukunft ausmacht. Es startete ein Dialog, von dem ich mich nicht distanzieren kann, weil auch ich mich als einen der Menschen sehen möchte, die dafür eintreten, dass ein öffentliches Bewusstsein für diese Problematik geschaffen wird.

In Folgendem soll erläutert werden, wie die während des Kolonialismus entstandenen rassistischen Menschenbilder Einzug in die allgemeine deutsche Gesellschaft fanden, wie sich die hegemoniale Einstellung der Europäer in Deutschland zum Rassenwahn entwickelte und im Holocaust mündete.

Es soll zudem darauf eingegangen werden, wie durch die Verdrängung der kolonialen Geschehnisse die Existenz Schwarzer Menschen in Deutschland durch „Unsichtbarmachung“ ausgeblendet wurde, die mangelnde Repräsentation und Marginalisierung Schwarzer Menschen das gesellschaftlich angenommene stereotypisierte Bild Schwarzer Menschen weitertrugen und somit zu einem anhaltenden Anti-Schwarzen-Rassismus in Deutschland führten.

Weiterhin werden in Kurzportraits verschiedene Perspektiven geschildert, inwieweit vorangehende Mechanismen einen Einfluss auf die individuelle Identitätsentwicklung und Selbstsicht genommen haben.

Erster Teil — HisStory

Der Schwarze „Anderer“*

10 * In Anlehnung an die Verwendung des „Anderen“ durch Stuart Hall in: Das Spektakel des „Anderen“ (1994) in: Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4, Hamburg, 2004, S. 108 – 166
ebenso im Kapitel „Die Prägung des Schwarzen ‚Anderen‘“ S. 14

Das Kausalitätsprinzip

Vor einiger Zeit bin ich in einem Beitrag über Diskriminierung im Kontext Anti-Schwarzen Rassismus' auf die Fragestellung einer außenstehenden Person gestoßen: „Ob man denn in diesem Thema immer mit dem Kolonialismus beginnen müsse?“. Diese Frage hat mich nachhaltig beschäftigt, denn mir wurde bewusst, dass die Relevanz dieser signifikanten Zäsur in der Geschichtsschreibung vielen Menschen nicht bewusst ist. Der Kolonialismus wird oftmals als ein in der Vergangenheit liegender Einschnitt in der Geschichtsschreibung betrachtet, der durch egozentrische wirtschaftliche Absichten eine gewaltsame, grauenvolle und menschenverachtende Richtung eingeschlagen hat. Eine Wendung, die bedauert wird, ohne die die Welt allerdings nicht das geworden wäre was sie heute ist und dadurch die Alternative zur gegenwärtigen Lebensweise, für die Menschen, die davon heutzutage immer noch profitieren, außerhalb des Vorstellbaren liegt. Aber gerade, weil wir uns heute eine Welt, die nicht durch den Kolonialismus geprägt wurde, nicht vorstellen können, müssen wir ihn hinterfragen, ihn aufarbeiten. Und gerade in Themen zu Rassismus ist es von Nöten beim Kolonialismus zu starten, ist er doch die Geburtsstunde der rassistischen Diskriminierung.

Aufgrund des Kolonialismus ist uns eine Geschichtsschreibung außerhalb des eurozentrischen Gedankens nicht bekannt, aufgrund des geschehenen Kolonialismus gilt das Bild des *weißen* Menschen, des *weißen* Mannes als universell, und nur aufgrund des Kolonialismus gibt es heute Bewegungen, die die eurozentrische Strukturen kritisch hinterfragen und sich für die Anerkennung, Akzeptanz und Gleichstellung von Diversitäten einsetzen. Dass wir im Bezug auf die Identitätsfindung afrodeutscher Menschen auch diesem Argumentationsstrang folgen müssen, können wir indes mit dem allgemein anerkannten Kausalitätsprinzip begründen.

Ob in der Quantenmechanik oder der Relativitätstheorie, Wissenschaftler sind sich einig, und jedem Menschen ist es mehr oder weniger klar, dass es zweifellos eine Abhängigkeit zwischen Ursache und Wirkung gibt. Laut Wikipedia ist Kausalität die Beziehung zwischen Ursache und Wirkung. „Sie betrifft die Abfolge von Ereignissen und Zuständen, die aufeinander bezogen sind. Demnach ist A die Ursache für die Wirkung B, wenn B von A herbeigeführt wird.“¹

Somit ist die Nichtexistenz der Aufarbeitung des deutschen Kolonialismus in Deutschland die Ursache für die Identitätskrise, in der sich afrodeutsche Menschen wiederfinden, wenn, beispielsweise, Zugehörigkeitskomplexe als Symptome dieser Identitätskrise von unreflektiertem rassistischen Denktraditionen herbeigeführt werden. Diese Betrachtungsweise ermöglicht es mir, einen logische Erklärungsansatz für ein abstraktes Gefühl zu finden, dessen Existenz es gilt zu beweisen, und auch mir selbst dadurch eine Rechtfertigung für ein Gefühl zu verschaffen, die ich vorher oft angezweifelt habe.

¹ URL: <https://de.wikipedia.org/wiki/Kausalit%C3%A4t>

Das Bild des Schwarzen Menschen vom Kolonialismus bis zur Gegenwart

Der deutsche Kolonialismus

1492 mit der Entdeckung Amerikas begann ein neues Zeitalter in der uns bekannten Geschichtsschreibung. Von da an galt es den Europäern eine neue Welt zu entdecken, zu kolonialisieren und ihre Macht zu demonstrieren. Allerdings bedeutete das Ende des 15. Jahrhunderts nicht nur einen ultimativen Wandel auf amerikanischem Boden. Auch in Afrika sollte sich Grundlegendes verändern.

Schon seit dem frühen Mittelalter bestand ein Austausch von Waren aus dem afrikanischen Kontinent, welcher sich vorerst auf Rohstoffe wie Elfenbein, Gold und Gewürze konzentrierte. Der Sklavenhandel existierte bereits und ab und an wurden Missionaren und Forschungsreisenden der ein oder andere Afrikaner als Mitbringsel mit auf den Weg in die Heimat gegeben.

Anton Wilhelm Amo beispielsweise, geboren 1703 im heutigen Ghana, wurde als Kleinkind von der niederländischen-westindischen Handelsgesellschaft verschleppt und in Amsterdam an das deutsche Adelsgeschlecht der Braunschweig-Wolfenbüttel verschenkt.

Bereits 1682 ließ sich die erste deutsche Gesellschaft im heutigen Ghana, damals unter Goldküste bekannt, nieder. Unter Friedrich Wilhelm I., Kurfürst von Brandenburg wurde die „Brandenburgisch-Africanische Compagnie“ gegründet, deren Intention der Menschenhandel war, und durch welche bis zu 30.000 AfrikanerInnen als Versklavte nach Europa verkauft wurden.¹ Viele deutsche Kaufleute und Bankiers verdienten zudem mit am Sklavenhandel und betreuten sämtliche Sklavenschiffe, die zu der Zeit unter Flaggen der europäischen Nachbarstaaten segelten. Bereits vor 1884 wurden die Erfahrungsberichte der Reisenden und Missionaren über Menschen und Natur Afrikas zur Grundlage für deutsche PhilosophInnen und Machthabenden den Gedanken der *weißen* Herrenrasse auszuarbeiten und ihr den Schwarzen Afrikaner, den „Untermensch“, als Gegenstück entgegenzusetzen. Wie in zahlreichen Geschichtsbüchern nachzulesen, markiert 1884/85 einen Höhepunkt der kolonialen Besetzung des Kontinents. In diesen Jahren fand in Berlin auf Einladung des damaligen Reichskanzlers Otto von Bismarck die sogenannte Kongo-Konferenz statt, in der die kolonialen Mächte sich Afrika, ungeachtet jeglicher bereits herrschender territorialen Ansprüche der heimischen Völker, untereinander aufteilten. Bis dahin waren die Einflüsse der Europäer auf politischer Ebene kaum bis in die Landesmitte vorgedrungen.² Nun aber sollten alle dort lebenden Menschen sich ihrem Willen beugen.

Oftmals wird die Kolonialpolitik Deutschlands als irrelevant abgetan, da sie sich nicht in der Länge der Mitstreiter gehalten hat. Dies ist allerdings hinfällig, widmet man sich dem Fakt, dass ein koloniales Handeln existierte und dass die von Deutschland eingenommenen Gebiete in seiner größten Ausdehnung das fünftgrößte Kolonialreich gemessen an der Bevölkerungszahl und das drittgrößte gemessen am territorialen Anspruch war³. Bis zur Niederlage der Deutschen im ersten Weltkrieg herrschte

im heutigen Togo, Kamerun, Burundi, Ruanda, Tansania und Namibia der deutsche *weiße* Mann und verrichtete in den sogenannten „Schutzgebieten“ seine Gräueltaten, deren Spitze der mittlerweile auch in Deutschland als Genozid anerkannte Völkermord an den in Namibia lebenden Ovaherero und Nama ist.

Diese Zeit des Imperialismus und kolonialen Wettstreits der europäischen Mächte bedingte zudem ein Wachstum des Nationalismus in den jeweiligen Staaten. Auch in Deutschland wurde die Identifikation mit dem Heimatland und das Zusammenrücken zu einer gesellschaftlichen und lokal verwurzelten Einheit stärker. Eine Entwicklung, die letztlich im Nationalsozialismus und dem Holocaust mündete.

Die Prägung des Schwarzen „Anderen“*

Die Erinnerung an eine koloniale Vergangenheit verblasste angesichts der katastrophalen Geschehnisse des Naziregimes im zweiten Weltkrieg in der kollektiven Erinnerung der Deutschen und fand auch zu Zeiten der Aktualität wenig Proteste im gesellschaftlichen Raum. Ein Grund dafür war unter anderem die kaum vorhandene Aufklärung der deutschen Bevölkerung über die tatsächlichen Umstände in den deutschen Kolonien.

Während im Deutschen Reich immer weiter das Bild des „barbarischen“, „unzivilisierten“, „wilden“, „menschenfressenden“ [sic!] „Untermenschen“ propagiert wurde, wurde in der deutschen Bevölkerung dieser Kontrast weiterhin durch Bildpropaganda von diversen Rohstoffunternehmen und Handelsfirmen genährt. Joachim Zeller untersucht in „Bilderschule der Herrenmenschen – Koloniale Reklamesammelbilder“ dieses Phänomen eingehend. Er schreibt es dem „volkstümlichen Kolonialismus“⁴ zu, welcher durch verschiedene mediale Mittel in der Bevölkerung entfacht, die Lust auf das „Exotische“ und Neue in den Menschen befeuerte und somit die Sehnsucht nach der Ferne unter anderem durch die damals sehr beliebten Reklamesammelbilder ihre Befriedigung fand. In Joachim Zellers Werk finden wir indes verschiedene Beispiele des deutschen Fleischextraktherstellers „Liebig“, sowie der Kakao- und Schokoladenfabrik „Gartmann“. Anhand weniger Beispiele möchte ich nun darauf aufmerksam machen, wie in ihnen nicht nur die kolonialen Prozesse verharmlost dargestellt werden, sondern wie sie auch auf den Beginn der stereotypisierten Verbildlichung Schwarzer Menschen und ihrer tiefen rassistischen Verwurzelung hinweisen.

Das in Abbildung 1 dargestellte Reklamesammelbild von 1922/1923 stammt von der bereits erwähnten deutschen Firma Liebig, deren Fleischextraktproduktion in Uruguay stationiert war. Ihr weltweiter Export wird anhand der hier französischen Inschrift deutlich, welche auf den kolonialhistorischen Moment der Besitzname Ostafrikas durch Carl Peters hinweist.



Abb.1
„Echter Fleisch-
extrakt der Firma
Liebig.

Der Ursprung der
verschiedenen
Kolonien.
Deutschland - Ost-
afrika. Die Deut-
schen nehmen das
Gebiet Ostafrikas
in Besitz“

„Das Aufeinandertreffen zwischen der Expedition Carl Peters und den Einheimischen der afrikanischen Ostküste hat sich mit Sicherheit nicht so zugetragen, wie auf diesem Bild dargestellt“⁵

Wie Joachim Zeller anführt, findet sich in zahlreichen Details ein Widerspruch zu den tatsächlich anzunehmenden Umständen dieser Situation, sodass das Bild als Ganzes eine vollends verfälschte Interpretation nach sich zieht.

J. Zeller macht indes deutlich, dass bereits bei der Kleidung sowohl der Kolonialisten wie auch der Kolonisierten die ersten Unterschiede festzustellen sind. In der Darstellung trägt Carl Peters „eine [bisweilen] gewagte Mischung aus britischen Uniformteilen und dem üblichen Tropenlook“⁶, während „jeder Chief in dieser Region, der auf sich hielt, die Kleidung der Küstenhändler [adaptierte]“⁷

Ihnen gegenüber stehen die Afrikaner, welche „in ihrer Aufmachung [eher, T.E.] an [die, T.E.] Massai oder Gogo [erinnern]“⁸, statt an die Swahili-Kleidung, welche in diesen regionalen Teilen mehr Verbreitung fand.⁹ Durch diese Vermischung wird deutlich, dass die unterschiedlichen Völker durch die Rassifizierung zu einer Einheit gemacht wurden, die sich in den Augen der Europäer nicht durch kulturelle Individualität unterscheiden. Neben den vegetativen Unstimmigkeiten und den nicht ausgebildeten Dolmetschern und landschaftskundigen Führern, wurde zudem der Vorgang der Inbesitznahme in friedlicherer, kooperativer und vor allem weitaus bescheidenerer Art und Weise dargestellt.

„Um sicherzustellen, dass die Afrikaner die Botschaft ihrer neuen Herren auch verstehen, wurde die Inbesitznahme des Landes wie ein koloniales Theaterstück inszeniert. Bei solchen ‚Aufführungen‘ wurden Flaggen gehisst, Kanonen abgefeuert oder deutsche Uniformen feierlich übergeben“.¹⁰

Durch eine derartige Verklärung der tatsächlichen Gegebenheiten vor einer idyllischen Kulisse gab diese dem Betrachter keinerlei Hinweise auf das grauenvolle Machtspiel und fand somit in den Augen der Bevölkerung eine gewisse Legitimation¹¹ in der kolonialen Vorgehensweise. Zudem sollte durch die Kleidung, sowie die Speere und Schilder eine gewisse „Wildheit“ sowie die damals oft angeführte „Ursprünglichkeit“ der Menschen aufgezeigt werden, die sich zudem in einem weiteren Reklamesammelbild der Firma „Gartmann“ finden lässt.



Abb.2

„Überfall im
Ruvenzori-
Mondgebirge.
Gartmann
Schokolade“

Wie die Firma „Liebig“ bediente sich die Kakao- und Schokoladenfirma Gartmann der Reklamesammelbilder, um für ihr Produkt zu werben. Auf dem hier ausgewählten Beispiel von vor 1914 ist ein Angriff eines Afrikaners auf einen *weißen* Europäer in einer Gebirgslandschaft zu sehen. Auf dem Boden liegend wird der Kolonialist von dem im Bastrock gekleideten, das Gesicht vor Wut verzogenem Menschen mit einem Messer bedroht. Der *weiße* Mann wirkt in dieser Situation wehrlos, denn seine Waffe befindet sich außer Reichweite. Hier werden die Machtverhältnisse zu Gunsten der Europäer umgekehrt und die ausgehende Gefahr wird auf das Bild des Schwarzen Mannes projiziert.

Auch wenn in dieser Zeit bereits Schwarze Menschen aus den deutschen Kolonien in Deutschland lebten, waren sie in ihrer Anzahl zu gering, um in der breiteren Aufmerksamkeit durch Repräsentation das Bild zu widerlegen, das durch derartige Verbildlichung eine viel umfangreichere Verbreitung fand.

Im Zuge dessen gab es noch weitere Verbildlichungen Schwarzer Menschen durch Europäer, welcher sich grundlegend im rassistischen Umgang mit Schwarzen Menschen festsetzte.

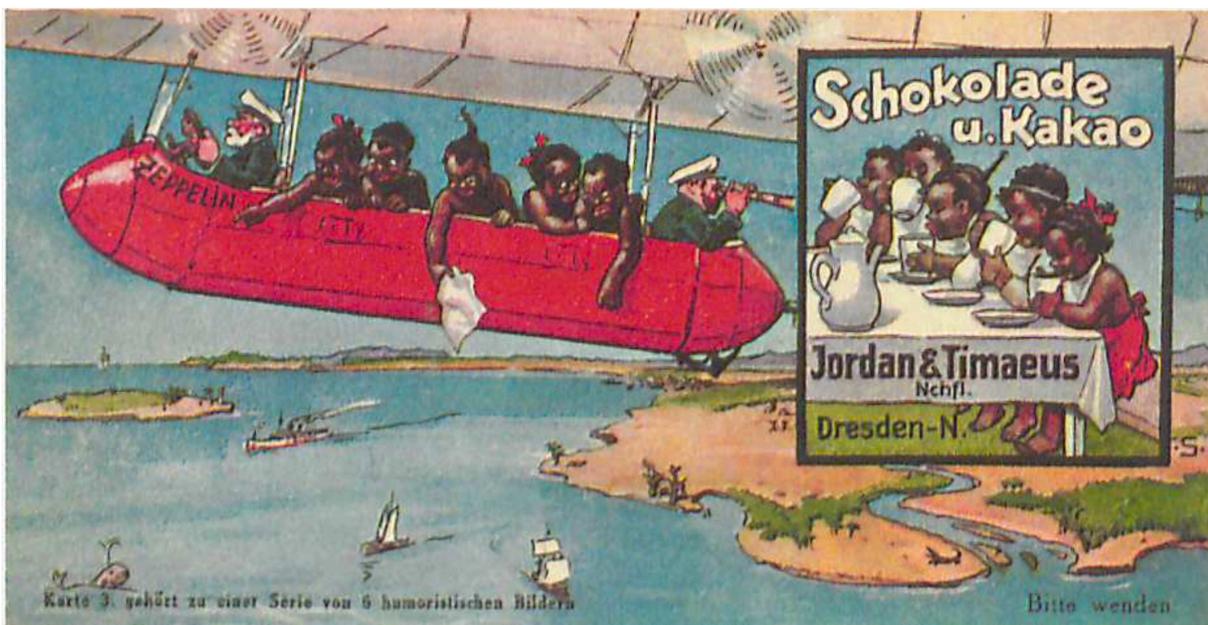


Abb.3

Schokoladen u.
Kakaoreklame von
Jordan & Timaeus

Fünf afrikanische Kinder werden in einem Zeppelin (Luftschiffe aus deutscher Produktion) von zwei deutschen Erwachsenen über ein Meer geflogen, auf welchem verschiedene europäische Schiffe fahren, bei denen es sich vermutlich um Handelsschiffe handelt. In dem Bild im Bild sitzen diese fünf Kinder an einem Tisch mit weißer Tischdecke und trinken aus weißen Bechern vermutlich die hier beworbene Trinkschokolade aus dem nach Deutschland gebrachten Kakao, den sie in diesem Bild in personifizierter Form darstellen sollen. Hier wird auf die Verkindlichung Schwarzer Menschen angespielt, die sich auf die Annahme einer verminderten Intelligenz und ihrer naturgegebenen Unmündigkeit im Gegensatz zum Intellekt *weißer* Menschen stützt und stark durchsetzte. (engl. „Boy“)

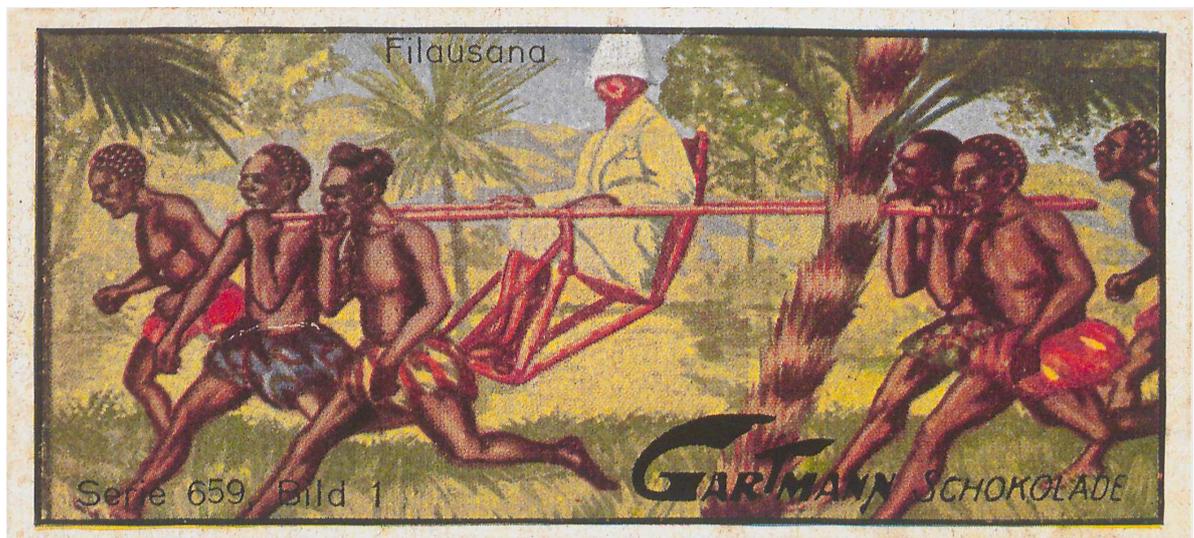
In dieser Werbung des sächsischen Schokoladenunternehmens „Jordan & Timaeus“ wird diese inflationär verwendete Darstellung Schwarzer Menschen sichtbar. Im Gegensatz zu der Verbildlichung *weißer* Menschen, welche fast immer durch differenzierte Charakteristika in Mimik, äußerliche Erscheinung, wie Kleidung und Accessoires, Hinweise auf individuelle Interessen und kulturelle Vielfalt geben, beruht sie meist ausschließlich auf überzogenen körperlichen Merkmalen.

Diese Darstellungsform mit dem glotzenden Blick und den roten „Schlauchbootlippen“, oft zu einem Lächeln verzogen, finden wir in zahlreichen Ausführungen, unter anderem in der Kinderbuchfigur „Golliwog“ und der deutschen Werbefigur „Sarotti-Mohr“.

All diese Darstellungsweisen, vom „grausamen“, „gewalttätigen“, „wilden“, „ursprünglichen“, „unzivilisierten“ „Naturvolk“ bis hin zum „naiven“, „minderbemitteltem“, „dummen“, und „unterwürfigen“ Afrikaner dienten den Europäern, inklusive den Deutschen, allein dem Zweck, die kolonialistische Vorgänge zu rechtfertigen, sich als „Herrenrasse“ zu überhöhen und die Überstülpung der europäischen Kultur und die damit verbundene „Belehrung“ als gottgegebene Pflicht anzusehen. Diese stand für sie so hoch, dass die willkürliche Schreckensherrschaft durch „Zwangsarbeit, Enteignung, selektivem Terror bis hin zu Massenmord und Vernichtung in Kolonialkrie-

gen“¹² für sie eine annehmbare Methode war, um ihre Ziele zu erreichen.

Abb.4
„Filausana“
Gartmann
Schokolade



Bisher haben wir einen Aspekt der bildlichen Darstellung betrachtet, der zum einen die kolonialistischen Vorgänge in einem euphemisierten Bild der Bevölkerung des Deutschen Reichs näherbrachte und gleichzeitig das von Europäern konstruierte animalische Menschenbild Schwarzer Menschen weiter stereotypisierte.

Nun soll aufgezeigt werden, wie diese koloniale Entwicklung den Rassenwahn in Deutschland befeuerte, dieser durch den Nationalsozialismus und den zweiten Weltkrieg im Maximalen vollzogen wurde und nicht nur durch Bilder, sondern auch durch Wort und Tat ein Meinungsbild propagierte, um dadurch die Diskriminierung Schwarzer Menschen als berechtigt und notwendig zu etablieren.

Weiterhin soll es den Erklärungsansatz und die Kausalkette eines sich in Deutschland seit dem Kolonialismus anhaltenden, rassistischen Blicks auf Schwarze Menschen unterstützen, sowie auf das daraus resultierende Prinzip des „Otherings“ im heutigen Diskurs verweisen.

Schwarze Menschen und der Rassenwahn der Deutschen

Mit der Niederlage der Deutschen im ersten Weltkrieg kam auch Ausstieg aus dem kolonialen Wettstreit in Afrika. Durch die Gründung der Weimarer Republik stand das damalige Deutsche Reich unter einem Strukturwandel, der neben immensen Inflationen noch diverse andere inner- und außerpolitische Herausforderungen mit sich brachte, und von der im Versailler Vertrag festgesetzten Besatzung durch die Siegermächte des ersten Weltkrieges begleitet wurde.

Da die Siegermächte Frankreich, Belgien, Großbritannien und die USA Schwarze Menschen aus ihren Kolonien für Kriegszwecke missbrauchten, befanden sich dem-

nach auch viele von ihnen in den Besatzungstruppen in Deutschland.¹³ So zog Frankreich „mit etwa 30-40.000 Afrikanern, die teils aus Madagaskar und Marokko, überwiegend jedoch aus Algerien und Tunesien stammten“¹⁴ für fünfzehn Jahre in das deutsche Rheinlandgebiet. Dadurch veranlasst, entstand einen Ausbruch intensiver rassistischer Hetze durch die allgemeine Bevölkerung und Institutionen. Es wurde von den Deutschen als Demütigung empfunden Schwarze Menschen als Autoritäten wahrnehmen zu müssen, noch dazu äußerten sie ihre Entrüstung über die Unmenschlichkeit des französischen Feindes, die sich darin zu äußern schien, Schwarze Menschen mit ihrer „angeborenen Brutalität“ auf deutschen Boden zu schicken.

In dem Buch „Farbe bekennen“ wird zudem darauf hingewiesen, wie die Interpellation, die von dem überwiegenden Teil der damaligen Parteien gegenüber der Besetzung des Rheinlandes ausgesprochen wurde, sich deutlich auf „den Mythos der ‚Rassenschande‘“¹⁵ bezog, und weniger um den Fakt der Vergewaltigung der Frauen durch Männer.

Luise Zietz, Abgeordnete der USPD, die einzige Partei, die sich dieser Interpellation entzog, wies zudem darauf hin, dass diese Art der Vergewaltigungen (als gewalttätiger Demonstrationsakt des Siegerstatus‘ gegenüber der Verlierermacht) nach anderen kriegerischen Auseinandersetzungen innerhalb der europäischen Truppen mit ausschließlich weißen Männern „lieber ruhen gelassen“ werden sollte¹⁶, da es in gewisser Weise einer kriegerischen Tradition gleiche.



Abb.5

„Die Schwarze Schmach – Überfall und Vergewaltigung eines rheinischen Mädchens durch einen Madagaskar-N*****“

Doch anders als von der deutschen Bevölkerung propagiert, waren die meisten physischen Vereinigungen zwischen Besatzungssoldaten und deutschen Frauen nicht einer Vergewaltigung zuzuschreiben, sondern eher romantischen Begegnungen.

„Die Geburt von Schwarzen Kindern in den besetzten Gebieten wurde lange Zeit weder in der Öffentlichkeit noch im Reichstag diskutiert. Zum einen, weil ihre Zahl verschwindend gering war, zum anderen, weil sich die Aussage der Mütter nur schwer mit dem Bild vom ‚Schwarzen Vergewaltiger‘ in Einklang bringen ließen, denn wie wir ... aus einer späteren amtlichen Untersuchung wissen, gab nur eine Mutter als Grund für das Zustandekommen ihres Kindes eine Vergewaltigung an.“^{17, 18}

Diese Zeit brachte die sog. Besatzungskinder bzw. Rheinlandkinder zur Welt, deren Existenz aus einem Kampf ums Überleben bestand, sowie aus dem Kampf, trotz kontinuierlicher Schikane, ein Leben führen zu können, das eines Menschen würdig ist. Diese Menschen, sowie deren Familienangehörige hatten sich diversen Angriffen auf das Wesen ihrer Person zu stellen. Angefangen bei der Ausgrenzung und der Ächtung der leiblichen Mutter durch Gesellschaft und Familie, litten sie unter den irrationalen Zuschreibungen unzulänglicher Charakteristika auf alle afrodeutschen Menschen, sowie die familienpolitischen Maßnahmen des deutschen Staates um sich diesen Geschehnissen anzunehmen.

Der Umstand „noch nicht einmal reinrassig“¹⁹ zu sein, gab ihnen einen noch minderwertigeren Status als die Minderwertigkeit, mit der Schwarze Menschen generell gesehen wurden, sei es doch „eine Tatsache, dass Mischlingskinder die Laster von beiden Elternteilen erben“²⁰.

Durch die „Gesellschaft für Rassenhygiene“, welche sich 1905 in Deutschland gründete, sollten afrodeutsche Kinder, damals als „Entartete Individuen“ bezeichnet, der Zwangssterilisation unterzogen werden, um eine weitere Verbreitung „des schlechten Gens“ zu unterbinden. Gleichzeitig wurden Abtreibungen und Sterilisationen als „arisch“ geltender Frauen verboten und unter Strafe gestellt, um somit die Nachkommen eines in Deutschland gewünschten ideologisierten Menschenbildes zu gewährleisten.

Afrodeutsche Menschen hatten große Schwierigkeiten Arbeit zu finden, oft stand ihnen die Schauspielerei als einzige Alternative zur Verfügung eine Beschäftigung auszuüben. Neben Schaustellern in den sogenannten Völkerschauen, die sich damals in Deutschland großer Beliebtheit „erfreuten“, bot die Arbeit beim Film nahezu als human anzunehmende Verhältnisse an. Meistens handelte es sich dabei allerdings um Statistenrollen in Filmen, die die Taten der deutschen Kolonialisten glorifizierten, diesen erneut eine Leinwand bot und Schwarze Menschen wiederum in das propagierte Bild des Wilden zwängten.

Durch den Aufschwung des Nationalsozialismus und der Machtübernahme Adolf Hitlers begann nicht nur die strukturelle Verfolgung der Juden, auch Angehörige vieler weiterer Minderheiten, wie Sinti und Roma, Menschen psychischer und/oder

geistiger Behinderung, und natürlich auch Schwarzen Menschen lebten von da an in der Gefahr, durch Institutionen verschleppt und in Konzentrationslager verfrachtet zu werden.

Angesichts der katastrophalen Abläufe und Auswirkungen, die die Shoah auf die Leben und die Existenz der jüdischen Gemeinde hatte, ist das Elend, das diesen Menschen durch den Rassenwahn sowie die radikale Ideologie der deutschen weißen Bevölkerung zugefügt wurde in keiner Weise zu untergraben!

In Anbetracht dieser katastrophalen Verbrechen scheint es allerdings in den Hintergrund gerückt zu sein, welche ebenfalls verbrecherischen Vorgehensweisen die Deutschen Schwarzen Menschen gegenüber begangen haben.

Überlebende Afrodeutsche, sowie überlebende Asiatisch-Deutsche waren im Auge des deutschen Staates in ihrer Zahl zu gering und zu irrelevant, um sie durch gewisse Sühneleistungen zu berücksichtigen. Sie bekamen keine Anerkennung als politisch und rassistisch verfolgte Minderheiten und daher auch keine „Entschädigungsleistungen“²¹.

Marginalisierung und Repräsentation im medialen Kontext

In den Medien liest man oftmals von einer gewissen „Amnesie“, die sich dem Bewusstsein Deutschlands den kolonialen wie verbrecherischen Akten Schwarzen Menschen gegenüber und somit seiner Geschichte im Hinblick auf Anti-Schwarzen-Rassismus angenommen hat.

Durch dieses Vergessen geriet auch der Rassismus gegen Schwarzen Menschen aus dem Fokus der *weißen* Öffentlichkeit – die Selbstschuld wurde nicht erkannt.

Wenn ein Defizit nicht behandelt wird, hat es keine Chance auf Heilung und bleibt stets vorhanden. Die rassistischen Denkmuster wurden beibehalten, durch Kinderbücher, Spiele sowie Kinderlieder wurde ein Bild reproduziert, wodurch Kinder schon in sehr frühem Stadium eine gewisse Prägung erhielten, die unterschwellig eine voringenommene Einstellung veranlasste. Noch dazu fanden wir lange Zeit in Bildungsinhalten, in den Medien und den Bilder- und Nachrichtenfluten, die unser heutiges Leben dominieren, kaum Repräsentationen Schwarzer Menschen, die auf positive Weise eine Vorbildfunktion darstellten, außerhalb der Stereotypisierung einen thematischen Diskurs einleiteten, oder Schwarze Menschen als Deutsche unhinterfragt beleuchteten.

Widmen wir uns den neuen Medien des zwanzigsten Jahrhunderts, bietet die Werbe- welt einen guten Startpunkt. Noch befinden wir uns in unserem Diskurs in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg, vor dem Beginn des 21. Jahrhunderts. Schwarze Menschen existieren in Deutschland, der ISD (Initiative Schwarzer Menschen in Deutsch-

land) gründete sich, die Stimmen afrodeutscher Menschen nach Gleichberechtigung und Anerkennung als deutsche Individuen, sowie der Forderung nach der kollektiven Aufarbeitung der Geschehnisse des deutschen Kolonialismus werden bereits laut. Gesehen und gezeigt werden allerdings nur die Deutschen, die die *weiße* Welt sehen will. Durch das Fernsehen – vor der inflationären Nutzung des Internets das popkulturelle Medium Nr. 1 – bekommen die Menschen Produkte und Lebensstile präsentiert, die ihnen in der vorgegaukelten Traumwelt ausreichend Identifikationsmöglichkeiten bieten, um das angeworbene Produkt zu kaufen, oder den beworbenen Lebensstil als erstrebenswert zu empfinden.

Auf YouTube lassen sich einige Sammlungen diverser Werbespots der vergangenen Jahrzehnte finden. Dabei wird auffällig, dass Schwarze Menschen kaum gezeigt werden. Basierend auf dieser Quelle²² macht es den Anschein, dass Schwarze Menschen in der Werbung erst in den 90er Jahren auftreten, wobei sie beispielsweise die Rolle eines Kellners oder Sportlers verkörpern. Bilder, die, vor allem durch das seltene und vereinzelte Auftreten Schwarzer Menschen in der Werbung, rassistisch aufgeladen sind.



Abb.6

Reifenwerbung
von Pirelli aus
den 90ern.

Dieses vereinzelte Vorkommen finden wir auch in Film und Fernsehproduktionen. Hierbei spricht man vom Tokenismus. Laut Wikipedia wird Tokenismus wie folgt definiert:

„Tokenismus oder „Tokenism“ – von engl. token, einem Zeichen, Anzeichen, einer symbolischen Geste – beschreibt eine bewusste Personalpolitik oder unbewusste Praxis im Umgang mit Mitgliedern einer Minderheitengruppe oder anderweitig Benachteiligten in beschränkter Zahl und deren Anstellung, Beförderung

oder Aufnahme in Vereine oder andere Organisationen.“²³



Abb.7
Werbefeld des
Films „Clueless –
Was sonst?“
von 1995

Dadurch wird einer gewissen Diversität nachgegangen, deren Existenz sich bei näherer Betrachtung allerdings als geheuchelt entpuppt. Meist haben diese Token keinen eigenen Handlungsstrang, agieren nur als sog. „Side Kick“ und/oder werden abermals mit den uns bekannten stereotypen Eigenschaften belegt.

Während meist eher amerikanische Produktionen diesem Muster verfallen, entdecken wir, dass in Deutschland selbst auf diese „Quote“ oftmals verzichtet wird. Anhaltend ist das deutsche Fernsehen ein von weißen Menschen dominiertes Feld, in dem oftmals auf politisch korrekte Formulierungen verzichtet wird, von deutschen Prominenten kritisch zu betrachtender Content mit sexistisch und rassistischen Anmutungen ohne folgende Konfrontation gesendet wird und in dem kaum Vertreter bipoc ihre eigene Stimme finden.

Während die kritische Darstellung Schwarzer Menschen sowie deren Repräsentation durch Medien eine entscheidende Rolle für die Entwicklung Schwarzer Menschen in deren Selbstbild sowie deren Sicht auf ihren Platz in der Gesellschaft hat, so hat die Marginalisierung einflussreicher Schwarzer Persönlichkeiten in wissenschaftlichen und politischen Gefilden zudem Auswirkungen darauf, wie Schwarzen Menschen von der weißen Gesellschaft ein bestimmtes Einflussgebiet zugeteilt wird, in welchem sie wirken „dürfen“, z.B Musik oder Sport.

Durch die ungleichen Machtverhältnisse, die sich über die Jahrhunderte geprägt haben, herrscht immer noch ein Ungleichgewicht in einflussreichen Beschäftigungsbereichen. So ist es immer noch ein gegenwärtiges Problem, was die Besetzung Schwar-

zer Menschen in höhergestellten Positionen angeht. Dadurch herrscht heute nach wie vor ein Mangel an Schwarzen ProfessorInnen, Schwarzen ÄrztInnen oder Schwarzen PolitikerInnen etc.

Die Existenz Schwarzer Menschen in unserer deutschen Gesellschaft wurde somit durch das nach außen an die Mitmenschen projizierte Bild einer homogenen weißen deutschen Bevölkerung verdrängt, um somit dem *weißen* Menschen einen Komfort zu schaffen, in dem er sich allein weiterhin im Zentrum seiner Realität sehen kann. Afrodeutschen wurde indes kontinuierlich ein Fremdenstatus zugeschrieben, der sich allerdings nicht mit ihren tatsächlichen Erfahrungen und Identitäten deckte („Othering“). Statt einer Aufarbeitung der kolonialen Vergangenheit und einer Einsicht der anti-Schwarzen-rassistischen Verhaltensmuster, die wir noch immer entdecken können und die sich tief in strukturellen Mechanismen niederschlagen, wird die Problematik ignoriert. Im Zuge dessen wird oftmals emotional und leugnerisch auf jegliche Kritik dieses Umstands reagiert. Durch die für junge Schwarze Menschen unsichtbaren Rollen, in denen ihnen vermittelt wird, erfolgreich handeln zu können, werden ihre vermeintlichen Perspektiven, Möglichkeiten und Handlungsräume limitiert. Dies beschreibt allerdings nur einen Blickwinkel, in welchem wir immer noch eine Eingrenzung der Freiheiten Schwarzer Menschen durch *weiße* Instanzen finden. Noch immer werden Schwarze Stimmen gesellschaftlich stummgeschaltet und die Expertise Schwarzer Menschen zu gesellschaftsrelevanten Themen nicht gleichwertig behandelt.

Anmerkungen:

¹ Aikins, Joshua Kwasi/El Sayed, Magda/Götting, Michael/Gyamerah, Daniel/Klein, Jeff Kwasi/Koepsell, Philipp Khabo/Nangolo, Josephine/Ofuatey-Alazard, Nadja: „15. bis 19. Jahrhundert: Versklavung und Freiheit“ in: „Tayos Weg – Durch die Geschichte der Schwarzen Präsenz in Deutschland“, Each One Teach One e.V, Berlin, 2019, S.4

² Guggis, Karin: Afrika unter Kolonialer Herrschaft, in: Faszination Weltgeschichte – Wie wir wurden was wir sind, Bd. Völker, Staaten und Kulturen, Gütersloh/München 2006, S. 280

³ Aikins, J. K./El Sayed, M./Götting, M./Gyamerah, D./Klein, J. K./Koepsell, P. K./Nangolo, J./Ofuatey-Alazard, N.: „1884 – 1918 Kolonialismus und Widerstand“ in: „Tayos Weg – Durch die Geschichte der Schwarzen Präsenz in Deutschland“, Each One Teach One e.V, Berlin, 2019, S.6

⁴ Zeller, Joachim: Bilderschule der Herrenmenschen – Koloniale Reklamesammelbilder“, Berlin, 2008, S.13

⁵ a.a.O, S.10

⁶ Zeller, J.: ebd.

⁷ Zeller, J.: ebd.

⁸ Zeller, J.: ebd.

⁹ Zeller, J.: ebd.

¹⁰ Zeller, J.: ebd.

¹¹ Zeller, J.: ebd.

¹² Zeller, J.: a.a.O., S.11

¹³ Oguntoye, Katharina/Opitz, May, Schulz/Dagmar: „Farbe bekennen – Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte“, Frankfurt am Main, 1992, S.45

¹⁴ Oguntoye, K./Opitz, M./Schulz, D.: a.a.O.: S.18

¹⁵ Oguntoye, K./Opitz, M./Schulz, D.: a.a.O.: S.49

¹⁶ Oguntoye, K./Opitz/M., Schulz, D., ebd. Nach: Zietz, Luise in: Sternographische Berichte der Nationalversammlung vom 20. Mai 1920, zitiert nach Mamozai, Martha: Herrenmenschen. Frauen im deutschen Kolonialismus. Reinbek b. Hamburg 1982, S. 39

¹⁷ Oguntoye, K./Opitz, M./Schulz, D.: a.a.O.: S.50f

¹⁸ Oguntoye, K./Opitz, M./Schulz, D.: a.a.O.: S.51 nach: Gilman, Sander: On blackness without blacks. Essays on the image of black in Germany, Boston-Massachusetts, 1982, preface xii

¹⁹ Oguntoye, K./Opitz, M./Schulz, D.: a.a.O.: S.51

²⁰ Abgeordnete Ammann in: „Verhandlungen des bayerischen Landtags“, Tagung 1919/20, zit.n.: Pommerin, Reinhard: Sterilisierung der Rheinlandbasterde – Das Schicksal einer farbigen Minderheit 1918 – 1937, Düsseldorf 1979, S.7, zit. n. Oguntoye, K./Opitz, M./Schulz, D.: a.a.O.: S.51

²¹ Oguntoye, K./Opitz, M./Schulz, D.: a.a.O.: S.85

²² URL: <https://www.youtube.com/watch?v=qXbzz-b6QfE>

²³ URL: <https://de.wikipedia.org/wiki/Tokenismus>

Stets bestehender Anti-Schwarzer-Rassismus in Deutschland

Wir haben gesehen, wie sich Machtstrukturen und hegemoniale Denkkonstrukte durch ein koloniales Handeln verschärften und Schwarze Menschen objektivierten. Wir haben gesehen, wie diese der Gesellschaft durch Bildpropaganda initiiert wurde und wie sich in Staat, ausführenden Institutionen und durch Gesellschaftsdynamiken ein Rassenwahn und Fremdenhass entwickelte, welcher sich mitunter gegen afrodeutsche Mitmenschen richtete. Außerdem haben wir erfahren, dass der Anti-Schwarze Rassismus aus Kolonialzeiten keine Aufarbeitung fand und dadurch Denkstrukturen beibehalten wurden, die durch Ausblendung Schwarzer Menschen zu einer anhaltenden Fremdmachung dieser in der *weißen* deutschen Gesellschaft führte.

Deshalb JA: Wir müssen in diesem Thema beim Kolonialismus starten, da die Ursprünge dieses Anti-Schwarzen Rassismus in Deutschland zu lange vernachlässigt wurden. Denn immer noch haben Menschen der afrikanischen Diaspora, die in Deutschland leben mit strukturellen und individuellen Rassismuserfahrungen zu kämpfen, die teilweise markante Auswirkungen auf die Lebensumstände und die Alltagsbewältigung haben. Menschen haben auf Grund von Rassismus Schwierigkeiten eine Wohnung oder einen Job zu finden, treffen auf Auskunftsverweigerungen oder werden unbegründet auf Englisch angesprochen, weil ihnen intuitiv ihr Deutschsein aberkannt wird. Studienabschlüsse aus afrikanischen Ländern werden immer noch in Deutschland für minderwertig erklärt und nicht anerkannt. Eine Erfassung der Anti-Schwarzen-Rassismusbelange gibt es nicht, da Schwarze Menschen in Deutschland bislang nicht gezählt wurden. Somit gab es nicht die Möglichkeit statistisch Erfahrungen auf Grund von rassistischen Verhaltensmustern zu erfassen. Racial Profiling ist eine polizeiliche Methode Menschen aufgrund ihres Aussehens und ihrer kulturellen Herkunft auf verbrecherische Wahrscheinlichkeiten einzustufen und zu kriminalisieren. Auch in Deutschland sind Menschen aufgrund von rassistischer Polizeigewalt gestorben!

Erst vor Kurzem wurde nach einer Auseinandersetzung im Schleswig-Holsteiner Landtag, in der AFD-Abgeordnete mehrmals das N-Wort verwendeten, eine Petition gestartet, um den rassistischen Gehalt des N-Worts rechtlich festzulegen. Dass dies eine rechtliche Einstufung braucht und eine Petition, um diese zu ermöglichen, zeigt wie unreflektiert Menschen in Deutschland mit dieser Thematik umgehen. Zudem zeigt es uns, dass wir, was Aufklärungsarbeit anbelangt, in vielen gesellschaftlichen Blasen bei den Grundlagen starten müssen.

Zweiter Teil — OurStory
Identität als Krise

Defizite

Jeder Mensch hat Defizite. Ängste, Macken, Hemmschwellen.

In unserer Kindheit werden diese Defizite gebildet. In psychologischen Analysen gibt es zu Beginn immer eine Befragung dazu, wie das Verhältnis zu den Familienmitgliedern ist, vor allem zu Mutter und Vater. Anhand dieser Beziehungen und gegebenenfalls denen zu Ersatzpersonen, die die ein oder andere Rolle eines Elternteils übernehmen und dem Umfeld, das einen umgibt, entwickeln wir ein Wesen, das so manche Furchen trägt, die uns mit ins Erwachsenenleben begleiten. Menschen entwickeln Schutzmechanismen, Taktiken, um ihre individuellen Schwächen zu unterdrücken. Oft werden die Quellen dieser „Schwächen“, dieser „Zwänge“, dieser „Verhaltensweisen“ oder „Denkweisen“ allerdings erst durch gezieltes und intensives Reflektieren offenbart. Manche Menschen beherrschen diese intensive Reflexion ohne Hilfestellung, andere brauchen dafür Therapeuten.

Vor zwei Jahren hatte ich eine tiefe Phase. Ich hatte eine dunkle Wolke über mir, die mich verfolgte, andere Gedanken überschattete, mich in meiner Produktivität hemmte und mir ein beklemmendes Gefühl verlieh, das nicht zu verschwinden schien. Meine Selbstreflexion drehte sich im Kreis. Ich kam zu keinem Schluss.

Mein Weg führte mich zu einer Therapeutin, mit der ich 5 Gesprächstermine zur Probe vereinbarte.

„Wie ist die Beziehung zu Ihrer Mutter?“

„Wie ist die Beziehung zu Ihrem Vater?“

Nachdem wir den üblichen Fragenkatalog durchgearbeitet hatten und wir in den folgenden Sitzungen mehr auf meine aktuellen Probleme eingingen, machte ich eine Schlussfolgerung, die mich selbst in ihrer Unlogik so überraschte, von der ich allerdings absurderweise tief überzeugt war. Ich war der klaren Auffassung, dass ich dümmer sein müsste als meine Mitmenschen, weil ich Schwarz bin.

Auch wenn ich mich dazu entschlossen hatte, weitere Therapiestunden nicht in Anspruch zu nehmen, beschäftigte mich meine eine Schlussfolgerung nachhaltig. Ich versuchte mir zu erklären, warum ich mir in gewisser Weise so sicher war, dass das eine mit dem anderen verbunden war.

Ich bemühte mich, mich an Situationen zu erinnern, wo dieses Gefühl stark hervortrat, versuchte meine Person, mein Verhalten, meine Wünsche zu analysieren.

Ich bemerkte, dass ich schon immer sehr viel Wert darauf lag, gewissen Erwartungen an mich gerecht zu werden. Erwartungen, die sich aus dem Individuellen bilden und dem – wie mir klar geworden ist – was sich durch langwierige strukturelle Prozesse in der Gesellschaft prägt und auf den Einzelnen einer Minderheitengruppe trifft, Stichwort „Umfeld“.

Auch wenn diese psychischen Defizite keine sind, auf die afrodeutsche Menschen ein Monopol haben, dessen bin ich mir bewusst, habe ich gemerkt, dass sie in diesem Kontext einem Muster folgen.

Minderwertigkeitskomplexe, der Zwang zu gefallen, der Drang sich zu beweisen und

die Suche nach Zugehörigkeit.

Während die ersten Drei mehr oder weniger eine Schublade füllen, öffnet die Suche nach Zugehörigkeit ein weiteres Fach. Alles zusammen bilden sie Elemente, die für die eigene Person wichtig sind, um sich in seiner eigenen Identität zu manifestieren. Ich stellte mir die Frage, ob unsere binäre kulturelle Herkunft sowie unsere rassistischen Erfahrungen als Afrodeutsche unsere Identitätsfindung beeinflusst.

Um meine eigene Erfahrung in einem weiteren Kontext zu erfassen und Parallelen in den Erfahrungen anderer afrodeutscher Menschen¹ zu finden, sollten Befragungen durchgeführt werden, die mir neue Einblicke geben, mich in einigen Gedankenschleifen bestätigen und weitere Aspekte und Blickwinkel hinzufügen würden.

Somit habe ich einen open Call an Afronetx gesendet, einem Mailverteiler, der Zugang zu Nachrichten, Kundgebungen zu Veranstaltungen, Jobinserate und vieles mehr bietet, die sich explizit an Schwarze Menschen wenden oder durch ihren Fokus auf afrodiasporische Inhalte, teilweise für Menschen versteckt bleiben, die sich nicht alltäglich in einer Schwarzen Community bewegen. Es folgen sechs Kurzprofile afrodeutsch gelesener Menschen² zu ihren Erfahrungen im Kontext afrodeutscher Identität.

Anmerkungen:

¹Auch wenn ich, durch meinen Fokus auf die Perspektiven von Menschen mit einem Schwarzen und einem weißen Elternteil, diese Erfahrungen ins Zentrum meiner Arbeit gerückt habe, begrenzt sich der Begriff „Afrodeutsch“ nicht nur auf diese Konstellation, sondern umfasst alle Schwarzen Deutschen Menschen afrikanischer Herkunft, die sich mit dieser Selbstbenennung identifizieren!

²Die Namen dieser Menschen wurden geändert.

Perspektiven

Jasper L.

Die erste Person, die ich besuchte, ist Jasper K. Da ich mich zu diesem Zeitpunkt kaum weiteren afrodeutschen Erfahrungen gewidmet hatte, bin ich überrascht von meiner Erwartungshaltung. Überrascht von meiner eigenen kleinen Blase. Überrascht davon, dass ich auch dazu neige meine Erfahrungen und meine Weise zu leben oder Dinge aufzunehmen auf das zu projizieren, was ich denke von anderen zu hören zu bekommen. Auch wenn es mir klar ist, dass ich diese Befragungen unternehme, um unterschiedliche Geschichten und Sichtweisen zu erhalten, gehe ich unbewusst davon aus, etwas zu hören und zu sehen, das dem entspricht, was ich von meinem Leben kenne.

Jasper ist sechzehn Jahre alt, ein fröhlicher Junge, gut gelaunt. Offen empfängt er mich bei sich zuhause. Er lebt zusammen mit seiner Mutter und seiner Hündin Wilma in O. in einem hübschen Reihenhaus in einer gutbürgerlichen Nachbarschaft. Mit seinem guten Haarschnitt, einem dünnen Goldkettchen und einem Adidas Pullover repräsentiert er den Stil der Jugend, einer Generation, aus der ich mich mittlerweile herausgewachsen sehe. Mich interessiert es, wie die Erfahrungen der „neuen Jugendlichen“ ist, ein Blickwinkel, um den ich glücklich bin mit aufgreifen zu können.

Seine Mutter ist *weiß*, aber sie ist sich bewusst, dass ihr Sohn es nicht ist und führte ihn nach und nach weiter an das Thema heran. Sie gab ihm Informationen und Anstöße sich mit seiner Hautfarbe auseinanderzusetzen. Sie meldete sich auch beim Afronetz an und macht ihn auf das Interviewinserat aufmerksam. Sie haben eine sehr gute Beziehung, er weiß, dass sie ihn unterstützt und für ihn da ist. Durch die Präsenz seiner Mutter hatte er auch nicht das Gefühl etwas zu vermissen, das ihm sein Vater hätte geben können. Ihn sieht er selten, um die fünf Mal im Jahr treffen sie sich, seit er drei ist lebt er nicht mehr bei ihnen. Wenn sie sich treffen, ist es wie zwischen Kumpels, sagt Jasper.

Bereits im Kindergarten hat Jasper erste Diskriminierungserfahrungen gemacht, er wurde ausgegrenzt, Kinder wollten nicht mit ihm spielen „Er sei in Kacke gefallen“ lautete die Formulierung. Das er anders sei, wurde ihm schon früh gesagt. Auch er kennt den Wunsch, dem Bild der anderen zu entsprechen: Seine Afrohaar wollte er nicht annehmen, glatte blonde Haare waren seine Idealvorstellung. Seine Mutter machte sich Locken, um ihm die Anerkennung und die Liebe zu seinem eigenen Haar beizubringen.

Glücklicherweise hatte er aber auch schon früh Freunde, mit denen er sich solidarisieren, Schmerz teilen und Gefühle ausdiskutieren konnte. Auch sie sind bipoc und haben ähnliche Erfahrungen gemacht. Sie haben kein Problem damit sich gegenseitig mit rassistischen Scherzen zu necken, da sie sich in einer Comfortzone sehen, in der sie davon ausgehen können, dass sie sich nicht auf wahre Meinungen beziehen. Abgesehen von Jasper, beobachte ich ein solches Phänomen oft. Auch der reprodu-

tive Umgang mit Stereotypen und schmerzvollen Inhalten innerhalb von Safespaces, muss meiner Meinung nach jedoch reflektiert werden.

Außerhalb dieses Kontextes fällt es Jasper schwer mit Kommentaren umzugehen, die gleichwertige Inhalte äußern. Kommen diese „Späße“ zudem von Leuten, mit denen er nicht diese enge Beziehung hat und die gleichzeitig außerhalb einer Identifikation der bipoc stehen, wird er hellhörig, hinterfragt den Inhalt und die Intention der Äußerungen und wird sich seiner Angriffsfläche bewusst.

Er selbst hat sich mittlerweile seinen Stolz aufgebaut, mit 10 war im bereits klar, dass er gut so ist, wie er ist, und hatte auch nicht das Gefühl den Erwartungen durch andere gerecht zu werden. Er ist auch nicht der Meinung, dass seine Erfahrungen aufgrund seiner Hautfarbe eine Auswirkung darauf hatten, wie er sich selbst sieht. Er ist hier verwurzelt, auch durch seine Großmutter findet er Halt. Er fühlt sich hier zuhause, und findet hier seine Zugehörigkeit in einer Familie, die sich gegenseitig unterstützt. Auch wenn er sein Leben hier verbracht hat, stellt für ihn Ghana einen Teil seiner Heimat dar. Ein Land, in dem er noch nie gewesen ist, der ihn aber zu der Person macht, die er ist.

Was ich bei Jasper wiederentdecke ist die Zaghaftheit in seinen Formulierungen, er distanziert sich sehr von dem Diskurs über rassistische Erfahrungen, da er sich selbst größtenteils nicht betroffen fühlt. Ein Verhalten, das ich als vollkommen legitim empfinde.

Laura P.

Nicht alle afrodeutschen Menschen machen ständig rassistische Erfahrungen. Diesen eigenen Erfahrungen dann einen minder bedeutungsschweren Stellenwert zuzuschreiben ist womöglich eine gesunde Art und Weise einen Umgang für sich selbst damit zu finden.

Laura P. wirkt im Bezug dazu auf mich sehr robust. Sie erspart sich oftmals eine Reaktion auf rassistische Äußerungen, da sie sich nicht in der Position einer Lehrbeauftragten sehen möchte, womit sie vollkommen recht hat. Es ist nicht die Aufgabe Schwarzer Menschen und PoC auf den rassistischen Gehalt bestimmter Aussagen aufmerksam zu machen.

Auch sie ist in Speckgürtel M.'s aufgewachsen. Zusammen gingen sie und ich in die Mittelstufe des Gymnasiums. Da wir häufig verwechselt und verglichen wurden, sowohl von Freunden als auch von Lehrkräften, bildete sich in meiner Wahrnehmung eine gewisse rivalisierte Dynamik, die uns vor einer freundschaftlichen Annäherung

fernhielt. Auch um dieses Verhalten zu hinterfragen suchte ich einen neuen Austausch mit ihr, und als die erste Schwarze Person, die ich in meinem Umfeld kennen lernte, hat sie für mich eine ganz besondere Relevanz. Durch meine mal mehr, mal weniger intensive Auseinandersetzung mit der Thematik „Schwarzsein“, fühle ich mich mittlerweile sehr wohl dabei, das Attribut Schwarz in Bezug auf meine Hautfarbe zu verwenden. Laura bezeichnet sie sich lieber als dunkelhäutig. Sie blendet die politische Ebene des Begriffs aus.

Auch wenn Laura die politische Ebene sowie die Frage nach der Zugehörigkeit nicht in dem Maße beschäftigt wie mich, sucht sie in gewisser Weise immer noch nach Menschen, mit denen sie ein „Heritage“ teilt. Sie würde sich nicht als Afrodeutsch, sondern eher als Halblatina bezeichnen, auch wenn, wie sie meint, „ihre Vorfahren bestimmt irgendwann aus Afrika kamen“. Ihr Vater ist Afrokolumbianer. Wie sie mir erzählt, ist allerdings auch die Identifikation als Halbkolumbianerin für sie schwierig, liege doch die zu Kolumbien gehörige Geburtsinsel ihres Vaters San Andrés näher an Nicaragua und habe eine komplizierte politische Geschichte mit Kolumbien. Auch wenn das im Prinzip nebensächliche geografische Belange sind, wird klar, selbst auf die Frage „Und woher kommst du *eigentlich*?“ hat sie keine einfache Antwort.

Wie Jasper und ich hatte Laura in ihrer Kindheit den Wunsch dem Bild eines blonden, glatthaarigen Menschen zu entsprechen. Ihr Aussehen fand kaum Repräsentation. Während ihre Freundinnen als Kinder eine diverse Auswahl hatten an Charakteren, die ihnen als Identifikationsfigur im Spiel dienen konnten, flüchtete sie auf die Verkörperung des oftmals einzigen poc Charakters, der sich finden ließ, auch wenn außer des „Nicht-weißseins“ keine weiteren Identifikationsmuster vorlagen. Wie vielen anderen Kindern, machte ihr das damals nichts aus, es bleibt aber im Gedächtnis und die Botschaft gräbt sich ins Unterbewusstsein: „Leute wie du haben hier keinen Platz.“

Silas O.

Repräsentation ist ein wichtiger Aspekt, eine Brücke, durch welche der strukturelle Rassismus direkte Auswirkungen auf die Identitätsfindung und Selbstwertbestimmung des Individuums hat. Für Silas war es mitunter ein Motivator, seine berufliche Laufbahn als Mediziner einzuschlagen. Es mangelte ihm an Vorbildern, eine faszinationsbildende Instanz, die er lange Zeit unterschätzt hatte. Nun verfolgt er das Ziel, als Arzt für mehr Diversität in Führungspositionen zu sorgen.

Silas ist neunzehn Jahre alt. Er ist in B. geboren und ist im Laufe seines bislang zweijährigen Medizinstudiums von L. nach M. gezogen. 2016, während seiner dritten Reise in das Heimatland seines Vaters, Kamerun, stieß er auf eine Aussage eines Jungen, die ihn in seinem Identitätsbewusstsein strucheln und Fragen in ihm aufkommen

ließ, die viele Afrodeutsche beschäftigen. „Das verstehst du nicht, du bist ja *weiß!*“ Nach fünfzehn Jahren leben als Schwarze afrodeutsche Person in Deutschland, wird er nun mit einer Gegenmeinung eines afrikanischen Jungen konfrontiert, die diese Position ins Gegenteil stößt. Durch sein Aussehen wird er nun als gesellschaftlich privilegiert gelesen. In jeden Fall fällt er auf als eine Person, die nicht dazu gehört. Während er in Deutschland die Erfahrung gemacht hat, dass die Thematik kaum zur Sprache kommt, sieht er sich in Kamerun ständig damit konfrontiert. Er sieht sich in einem „Raum dazwischen“, eine „Leerstelle“, in der die Ohnmacht herrscht und die ihn zu einer ungreifbaren Suche nach seiner Heimat drängt. Sein Vater kann das Gefühl des „Raums dazwischen“ nicht nachvollziehen, seine Mutter verschließt sich vor philosophischen Reflexionen des Heimatbegriffs, indem sie sagt: „Deutschland ist deine Heimat und damit basta!“

Erst wenige Wochen vor unserem Interview besuchte er ein Treffen eines afrodeutschen Netzwerkes in M. mit der Hoffnung auf Menschen zu stoßen, die ähnliche Schwierigkeiten haben, den Begriff „Heimat“ für sich zu definieren und darin in einen Diskurs zu kommen, der ihm weitere Perspektiven eröffnet, an diese „Leerstelle“ heranzutreten. Er sah sich allerdings als die einzige Person, die nicht direkt aus dem afrikanischen Heimatland kam und konnte nicht seinen Beitrag zu den Schwärmereien über Afrika tätigen. Er fühlte sich ausgeschlossen. „Ich gehe nach Hause nach Afrika“ könnte er nicht sagen. Allerdings könnte er auch nicht sagen „Er sei 100 prozentiger Deutscher, denn das ist so ganz und gar seine Heimat.“ Wenn du aber beides nicht bist, was bist du dann? Er kam zu dem Punkt, an dem er für sich wusste, dass es eine total irrelevante Frage sei, weil sie einem Konstrukt folgt, dass wir Menschen uns aneignen. „Durch Globalisierung und Multikulturalismus vermischt es sich und die Frage eindeutig zu beantworten überfordert einen mehr, als dass sie einem Klarheit, Orientierung und Identifikation gibt.“

Weihnachten verbringt er des Öfteren bei seiner Tante in Belgien. Dort ist das Heimatgefühl mehr vorhanden als in M., wo er wohnt. Belgien ist aber nicht Deutschland, ist Belgien dennoch seine Heimat? Schwer da eine Antwort für sich zu finden. Auch, wenn er mir erzählt, in seiner Kindheit keinen Rassismus erfahren zu haben, kommen im Gespräch immer wieder Anzeichen für rassistisch geprägte Erfahrungsinhalte, denen er in seiner Kindheit und Jugend begegnete. Sein Vater wurde anders als alle anderen Kunden an der Supermarktkasse geduzt statt gesiezt, seine Grundschullehrerin leitete seine Neigung im Unterricht oftmals nicht zuzuhören von der afrikanischen Mentalität des Vaters ab, er und seine beste Freundin, deren Vater Afroamerikaner ist, wurden immer für Geschwister gehalten...

Es macht beinahe den Eindruck, als würde Silas, um den klischeebasierten Erwartungen, die an ihn herangetragen werden, nicht zu entsprechen, seine Erscheinung in eine Richtung lenken, die beinahe das Gegenteil diese Stereotyps verbildlicht. Er bestätigt mir dazu, dass er in seiner Jugend ausschließlich Hemden trug und Kapu-

zenpullover oder Kappen mied, um nicht das Klischee des Schwarzen Hip Hopper widerzuspiegeln. Die konforme Weise sich zu kleiden hatte allerdings mehr mit dem Ausdruck seiner Persönlichkeit zu tun hat, als damit, einen Beweis zu übermitteln. Und auch heute, mit weißem Hemd und Pullunder, Bundfaltenhose und Anzugschuhen gekleidet, sieht man deutlich die Einflüsse des Akademikerhaushalts, die Silas sein Leben lang prägten.

Kerima K.

Auch bei Kerima ist der Beweis, nicht irgendwelchen Stereotypen zu entsprechen, sehr wichtig. Während Silas, in meiner Wahrnehmung, sehr viel Wert auf seine Erscheinung, seinen beruflichen Lebensweg oder politischen Entscheidungen legt, um, stumpf gesagt, diesem Bild des „Schwarzen kiffenden Hip Hoppers“ nicht zu entsprechen, richtet Kerima jegliche Beweisprobe, nicht die „dumme Schwarze Frau“ zu sein, gezielt gegen sich selbst. Sie ist wahnsinnig ehrgeizig und hat einen enormen Anspruch auf ihre eigene Leistung, zweifelt oft an sich und braucht häufig lang, um positive Rückmeldung tatsächlich zu glauben und anzunehmen. Ihre Harfenlehrerin machte sie darauf aufmerksam, nachdem sie feststellte, dass sich dieses Wesen in ihrer Art die Harfe zu spielen widerspiegelte.

Kerima ist 28 Jahre alt, sie studiert Psychologie in W. und kommt aus K.. Bis zu ihrem vierten Lebensjahr lebte ihr Vater mit ihr und ihre Mutter zusammen. Sie wuchs zweisprachig auf, verlernte allerdings die senegalesische Muttersprache ihres Vaters, Pulaar, nach der Trennung ihrer Eltern. Die Sprache zu verlernen und nicht in der Lage zu sein ihren Vater und Verwandte zu verstehen oder gar mitzureden, gab ihr schon jung das Gefühl selbst in einem familiären Umfeld eine Außenseiterin zu sein. Sie erzählt mir, wie sich dieses Gefühl der Ausgeschlossen-Seins sich auf andere Bereiche generalisierte und für sie zu einem problematischen Faktor in Gruppen und Freundschaften wurde, bis sie sich ganz bewusst einer gewissen Heilung dieses Defizits hingab und Selbsterfahrungsseminare besuchte, die um die Konfrontation zu garantieren, im Gruppenkontext stattfanden. Durch Besinnung scheint sie einen Weg für sich gefunden zu haben, toxischen Denk- und Verhaltensstrukturen entgegenzuwirken. Diese Besinnung beinhaltet im Grunde eine tiefgehende Reflexion des Istzustandes und die Anvisierung eines Sollzustands, durch welchen Auslöser internalisierter Verhaltensweisen und Reflexe auf Umstände, wie in genanntem Fall der Zugehörigkeit, erkannt werden und geheilt werden sollen.

Nachdem sie sich, nach einer extremen Situation eines rassistisch und sexistisch motivierten Vorfalls im Zug, ihre Unfähigkeit zu Handeln als Vorwurf gegen sich selbst

vorhielt, suchte sie sich eine Meditationsmethode heraus, um sich selbst wie einer guten Freundin gut zuzusprechen. „Audré Lorde meinte schon, Schwarze Frauen müssen ganz besonders mit ihren Kräften haushalten“ Durch ihre Unfähigkeit auszusprechen, wie manche Aussagen sie treffen und wie sie sie fühlen lassen, hat sich bereits in der Schulzeit ein Selbsthass aufgebaut, der immer wieder aufkommt, sobald sie eine Situation von neuem überfordert und sie erstarrt.

Erst nach einer intensiven Zeit im Senegal, in der sie viele Texte zu soziologischen und feministischen Themen gelesen hatte, fand sie allmählich Worte, um ihre Gefühle und Erfahrungen auszudrücken. Durch diese Erkenntnis bestärkt, entschied sie sich gegen ein Medizinstudium und für Psychologie und eine Mischung aus Philosophie, Politik und Volkswirtschaft. Ihr Vater lebt mittlerweile wieder im Senegal. Ohne ihn in ihrem alltäglichen Leben hat sie kaum Kontakt zu weiteren Schwarzen Menschen. Sie findet Solidarisierung in ihren Freundinnen, die sich eingehend mit feministischen und genderspezifischen Themen auseinandersetzen. Für sie ist dieser Austausch genug. Sie lehnt ihre Hautfarbe mittlerweile nicht mehr ab. Sie sagt: „Es ist mittlerweile so, dass ich mich ‚trotz‘ meiner Hautfarbe mag und schön finde. Es geht sogar soweit, dass ich selbst meine Hautfarbe mag und schön finde.“ Es ist für sie stets ein Prozess. Sie sagt auch, dass natürlich vieles einfacher wäre, wenn sie *weiß* wäre, aber auf eine bestimmte Art findet sie dadurch ihre Aufgabe. Wie Ben beginnt sie ihren Weg durch ihr afrodeutsches Sein zu definieren.

Ben P.

Ben hat zusammen mit Karima in W. Psychologie studiert. Gemeinsam arbeiteten sie zum benevolenten Rassismus, auch positiver Rassismus genannt, in ihrer Bachelorarbeit. Unabhängig voneinander meldeten sie sich beide bei mir, um von ihren Erfahrungen zu schildern.

Ben und seine Zwillingsschwester wurden 1993 als Kinder eines nigerianisch-deutschen Vaters und einer *weißen* deutschen Mutter im Ruhrgebiet geboren. Nach ihrer Zeit im Kindergarten, der den Fokus hatte „Müttern und ihren POC-Kindern“ einen Schutzraum zu bieten, hatte er allerdings weiterhin nicht viel Kontakt zu nicht-*weißen* Menschen. Er und seine Schwester wurden allerdings auch als Kinder schon ausgeschlossen, sie sollten nicht mitspielen, da sie „dreckig seien“ und „stinken würden“. Glücklicherweise hatten sie immer einander und konnten sich dadurch in dieser Zeit gegenseitig Halt geben.

In W. wie auch in D., wohin sie zum Wechsel auf die weiterführende Schule gezogen sind, scheinen allerdings wenig Schwarze Menschen zu leben, was zusehends seine

Erfahrung als Schwarzer Mann zu beeinflussen schien. Er erzählt nachdrücklich, wie er immer wieder erlebte, dass Menschen von ihm Abstand hielten, in einem überfüllten Bus den leeren Platz neben ihm nicht in Anspruch nehmen wollten und er das Gefühl hatte als „bedrohlich“, „gefährlich“ und „nicht vertrauenswürdig“ wahrgenommen zu werden. Er hatte auch direkte Auseinandersetzungen mit rassistischen Inhalten, so wurde er von Nazis in der Bahn laut beschimpft und von seiner Lehrerin im Englischunterricht vor der ganzen Klasse angeschrien, als er beim neugelernten Wort „negro“ meinte, dass man das nicht sagen dürfe.

Silas will sich beweisen, Karima will sich beweisen und auch Ben spürt den Zwang zu zeigen, dass er nicht dümmer ist als seine *weißen* Mitstreiter. Er spürt diesen Druck immer, wenn er sich in einem Raum mit ausschließlich *weißen* Menschen befindet. Natürlich sagt ihm das keiner ins Gesicht, und hoffentlich empfindet es auch keiner seiner KollegInnen auf diese Weise. Er selbst ist sich zwar offen bewusst, dass es nicht der Wahrheit entspricht, aber genau wie „wir“ hat er dieses Denken internalisiert. Woran mag das wohl liegen, frage ich ihn. Auch ihm hatten Vorbilder gefehlt, es gab keine Person, mit der er sich identifizieren konnte, die eine erstrebenswerte Position innehatte. „Immer, wenn ich Schwarze Menschen sah, haben sie geputzt oder im Supermarkt Regale eingeräumt...“

In der Jugend hatte er versucht sich durch Äußerlichkeiten anzupassen, hatte es aber aufgegeben, nachdem er merkte, dass die Leute ihn dennoch nicht annahmen. Diese Art zu leben strengt ihn wahnsinnig an, sie raubt ihm Energie. Das merkte er allerdings erst, als er mehrere Monate in Tansania verbrachte. Er ging dort als local durch und merkte wie die Last durch dieses, für ihn dort nicht vorhandene, unterschwellige Machtgefälle, von ihm abfiel. Ebenso merkte er allerdings auch wieder den Druck, als er zurück nach Deutschland kam. „Ein Teil von mir sieht mich unter *Weißen*.“ Diese Anstrengung, von der er berichtet ist zu einem Teil seiner Identität geworden und schreibt seine Geschichte. „Gleichzeitig wird es aber immer besser“, meint er. Die Zeit in Tansania hat ihm Kraft gegeben, die er in sich speichern, und dadurch Heimat in sich selbst finden kann.

Nach Ben hatte ich das Gefühl, viele Menschen kennen gelernt zu haben, die einige meiner Sehnsüchte und Defizite in mehr oder minderem Maße teilten. Manche haben sich dadurch dazu berufen gefühlt diese Strukturen weiter in einem wissenschaftlichen Gebiet zu untersuchen, wie Karima und Ben. Laura möchte als Grundschullehrerin für mehr Sichtbarkeit sorgen und Silas hat den Wunsch eines Tages einen Verband afrodeutscher Ärzte zu gründen, um die richtige medizinische Versorgung für Menschen afrikanischer Herkunft zu gewährleisten.

Ich wurde neugierig, auf welche Hürden im Bereich einer afrodeutschen Identität eine Person stößt, die daran arbeitet durch Aktivismus und sozialem Engagement

Afrodeutschen eine Stimme zu geben. Im Zuge dessen habe ich mit Linda S. aus B. gesprochen.

Linda S.

Linda S ist 24 Jahre alt, sie ist Gründungsmitglied einer Studentischen Vereinigung junger Schwarzer Menschen und beteiligt sich seit 4 Jahren bei einer postkolonial-kritischen Organisation. Diese startete mit der Intention sich kolonialkritisch mit der eigenen Stadt auseinanderzusetzen und bot auf diese Weise zahlreiche Veranstaltungen für breiteres Publikum an. Sie mitorganisierte während eines Praktikums der „Initiative Schwarze Menschen in Deutschland“ das Jugendwochenende „Young Giftes and Black“ und ist unter anderem Mitführerin eines Podcast, der sozialkritisch politisierte Schwarze Perspektiven in den Fokus nimmt.

Ihre intensive Auseinandersetzung und ihr aktives Engagement startete mit 17, in der Zeit nach ihrem schulischen Auslandsjahr in den USA. Dort wurde sie unhinterfragt als „die Deutsche“ wahrgenommen und musste sich nie für ihre Herkunft rechtfertigen. Hart traf sie daraufhin die Reaktion ihres neuen Stabhochsprung- und Leichtathletktrainers in B., der ihre Herkunft anzweifelte und sie in eine Diskussion darüber drängte.

Nach diesem Moment vor allem im Kontrast zu ihrem Jahr in Amerika, fielen ihr immer öfter Situationen und Erfahrungen auf, in denen ihr vermittelt wurde: „Du gehörst hier nicht hin!“.

Für sie begann eine Zeit, in der sie viele Workshops und Empowermentseminare besuchte und dafür oftmals in verschiedene Städte in Deutschland reiste. Sie erfuhr viel Inhaltliches durch diese Seminare und Workshops, lernte sich richtig zu artikulieren und bekam Zugang zu spezifischer Literatur. Durch ihr wachsendes Engagement und ihre Erkenntnis über herrschende Strukturen und Mechanismen, wurde ihr auch immer mehr bewusst, welche Rollen Menschen in ihrer Umgebung darin spielen. Sie meint, im Bezug auf ihre afrodeutsche Identität mit dem Blick auf „ein Schwarzes und ein weißes Elternteil“, ist die Beziehung zu ihrer Mutter wohl die größte Hürde, auf die sie bislang gestoßen ist.

Je mehr ihr Engagement wuchs, desto weiter distanzierten ihre Mutter und sie sich voneinander. „Es gab einen Punkt, an dem bin ich ihr zu radikal geworden“, sagt Maciré. Ihr wurden die rassistischen Denkstrukturen ihrer Mutter bewusst und wurde durch den Hinweis von ihr verbal angegriffen. Rückblickend sieht sie es auch als eine Art Trotzhandlung, dass sie sich, auch mit abfallender Unterstützung von familiärer Seite, weiter sozial einbrachte. Ein Zugehörigkeitsgefühl in dieser Community sucht sie dennoch nicht. Dieses hätte sie gern stärker in der ivoirischen Gemeinschaft, in die sie hineingeboren wurde. Wenn sie dort allerdings nicht zusammen mit ihrem

Vater auftritt, verschiebt sich ihr Status. Französisch sprechen zu können, hilft ihr da mehr Akzeptanz zu erfahren und wird auch außerhalb des familiären Umfelds als Indiz für ihre „Vollwertigkeit“ als Schwarze Frau gesehen, ein Unterfangen, das durch Colourism die Intersektion der Diskriminierungserfahrungen afrodeutscher Frauen hervorhebt.

Sie erzählt mir, dass das auch einst Auswirkungen auf ihr Selbstbild hatte. Sie fand sich in einer Denkblase, in der sie überzeugt davon war, dass eine Frau, die ihrem Bild entspricht, überbegehrtestwert sein muss und wurde sowohl von sich als auch von männlich gelesenen Personen „hypersexualisiert“. Nach daraus resultierenden traumatischen Erfahrungen habe sich dieses Denken allerdings auch geändert.

Linda möchte sich glücklich schätzen, dass sie sich heute mit Menschen umgeben kann, die toxische Denk- und Verhaltensweisen nicht reproduzieren und fühlt sich am wohlsten unter ihrer Familie. „Heimat ist da, wo die Familie ist.“ Nach dem Tod ihrer Großmutter in der Elfenbeinküste, zu der sie eine sehr enge Bindung hatte, steht für sie hinter diesem Teil als Heimat gerade allerdings ein großes Fragezeichen.

Identität als Chance – Fazit

Wie jeder und alles sind unsere Geschichten so individuell, wie es von komplett unterschiedlichen Menschen an komplett unterschiedlichen Orten in Deutschland zu erwarten ist. Dennoch teilen wir durch unser afrodeutsches Erbe und das, was uns von der Gesellschaft beigebracht wird eine Komponente, die unsere Identität beeinflusst, die sich durch Rassismus und intersektionale Diskriminierung zusammenstrickt und auf uns alle als Individuen einschlägt. Leicht, heimlich, aber beständig durchdringt uns der toxische Dunst, setzt sich in unsere Gedanken und ist nur schwer wieder loszubekommen.

Je öfter ich gleiche Erfahrungen zu hören bekam, desto mehr wurde ich erleichtert, dass ich mit meinen Gedankenkreisläufen nicht alleine war, und desto erschrockener war ich darüber, wie weit und tief sich diese Denkweisen streuen. Durch Jasper, Laura, Silas, Karima, Ben und Linda, sowie die Menschen, mit denen ich mich außerhalb dieser Arbeit unterhalten habe, habe ich Kämpfe gespiegelt bekommen, die durch unseren gemeinsamen Nenner, unser Schwarzsein in einer *weißen* Mehrheitsgesellschaft, im kleinen alltäglichen Leben gefochten werden. Kämpfe, die still sind und in unseren Köpfen bleiben, aber auch Kämpfe, deren BestreiterInnen sich solidarisieren und eine Stimme erheben, die es wert ist, gehört zu werden. Dass wir uns dadurch stetig in Krisensituationen in unserer Identitätsfindung wiederfinden, konnten mir einige bestätigen.

Wie Karima mir erzählt, setzt sich das chinesische Zeichen für Krise aus den Zeichen für Chance und Gefahr zusammen. Und auch wenn ein Wandel im gesellschaftlichen Denken lange Zeit braucht, sollten wir unsere Afrodeutsche Identität als eine Chance sehen, durch unseren vulnerablen Stand in der Gesellschaft Beiträge zu kreieren, wie es nur dieser Blickwinkel schafft.

Durch initiativ organisierte Safe Spaces entstehen in deutschen Städten immer mehr Räume, in denen Menschen zusammenkommen und sich empowern können.

Der Black History Month findet Einzug in immer mehr deutsche Städte und unter anderem die Vizepräsidentin des Schleswig-Holsteiner Landtags Aminata Touré sorgt dafür, dass diese Sorgen auch im politischen Feld Gehör finden.

Diese Chance mag wie ein Geschenk wirken, kommt allerdings auch mit einer gewissen Last einher. Wir können uns diese Chance nicht aussuchen, wir werden mit ihr geboren. Sie für sich anzunehmen, wertzuschätzen, und lieben zu lernen ist daher durch jedes Individuum ein Erfolg für die Gesellschaft.

Quellen

Literaturverzeichnis

Ayim, May: „Weitergehen – Gedichte“, Orlanda Frauenverlag, Berlin, 3. Auflage 2017

Each One Teach One e.V.: „Tayos Weg – Durch die Geschichte der Schwarzen Präsenz in Deutschland“, Each One Teach One e.V., Berlin, 2019

Eddo-Lodge, Reni: „Warum ich nicht länger mit Weissen über Hautfarbe spreche“, aus dem Englischen von Anette Grube, Tropen, Stuttgart, 3. Auflage, 2019

Eggers, Maureen Maisha/Kilomba, Grada/Piesche, Peggy/Arndt, Susan: „Mythen, Masken und Subjekte – Kritische Weißseinsforschung in Deutschland“, Unrast Verlag, Münster, 2009

Hall, Stuart: „Ideologie, Identität, Repräsentation – Ausgewählte Schriften 4“, Argument Verlag, Hamburg, 2004

Hall, Stuart: „Rassismus und kulturelle Identität – Ausgewählte Schriften 2“, Argument Verlag, Hamburg, 1994

Michael, Theodor: „Deutsch sein und Schwarz dazu – Erinnerungen eines Afro-Deutschen“, Deutscher Taschenbuch Verlag, München, 2. Auflage 2014

Oguntoye, Katharina/Opitz, May/Schulz, Dagmar: „Farbe bekennen – Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte“, Fischer Verlag, Frankfurt am Main, 1992

Pommerin, Reinhard: „Sterilisierung der Rheinlandbastarde – Das Schicksal einer farbigen Minderheit 1918 – 1937“, Düsseldorf 1979

Sow, Noah: „Deutschland Schwarz Weiss“, BoD – Books on Demand, Norderstedt, 2018

Zeller, Joachim: „Bilderschule der Herrenmenschen – Koloniale Rekalmesammelbilder“, Christoph Links Verlag, Berlin, 2008

Internetquellen

<https://www.blaetter.de/ausgabe/2018/juni/das-verdraengte-verbrechen>

https://de.wikipedia.org/wiki/Chemische_Fabrik_v._Heyden

https://en.wikipedia.org/wiki/Liebig%27s_Extract_of_Meat_Company

https://de.wikipedia.org/wiki/Theodor_Hildebrand_%26_Sohn

https://de.wikipedia.org/wiki/Deutsche_Kolonien

<https://www.grin.com/document/336393>

<http://www.freiburg-postkolonial.de/Seiten/Kolonialwaren.htm>

<https://www.amnesty.de/2017/3/1/glossar-fuer-diskriminierungssensible-sprache>

<https://www.youtube.com/watch?v=qXbzz-b6QfE>

https://de.wikipedia.org/wiki/Weimarer_Republik

https://www.nalip.org/5_ways_movies_fake_racial_diversity

https://www.ted.com/talks/taiye_selasi_don_t_ask_where_i_m_from_ask_whe-re_i_m_a_local

https://www.ted.com/talks/chimamanda_ngozi_adichie_the_danger_of_a_sing-le_story

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: „Echter Fleischextrakt der Firma Liebig. Der Ursprung der verschiedenen Kolonien. Deutschland - Ostafrika. Die Deutschen nehmen das Gebiet Ostafrikas in Besitz“

Abbildung 2: „Überfall im Ruwenzori-Mondgebirge. Gartmann Schokolade“

Abbildung 3: Schokoladen u. Kakaoreklame von Jordan & Timaeus

Abbildung 4: „Filausana“ Gartmann Schokolade

Abb 1 – 4 entnommen aus:

Zeller, Joachim: „Bilderschule der Herrenmenschen – Koloniale Rekalmesammelbilder“, Christoph Links Verlag, Berlin, 2008

Abbildung 5: „Die Schwarze Schmach – Überfall und Vergewaltigung eines rheinischen Mädchens durch einen Madagaskar-N*****“

entnommen aus: URL: https://www.mdpi.com/genealogy/genealogy-01-00011/article_deploy/html/images/genealogy-01-00011-g003.png

Abbildung 6: Reifenwerbung von Pirelli aus den 90ern.

entnommen aus: URL: <https://www.youtube.com/watch?v=qXbzz-b6QfE>

Abbildung 7: Werbebild des Films „Clueless – Was sonst?“ von 1995

entnommen aus: URL:

https://content3.promiflash.de/article-images/video_1080/clueless-was-sonst.jpg

Eigenständigkeitserklärung

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe.

Alle sinngemäß und wörtlich übernommenen Textstellen aus der Literatur bzw. dem Internet wurden unter Angabe der Quelle kenntlich gemacht.

Bremen, den 24.02.2020

Tabea Ghart